

LISA KÖTTER

SCHWEIGEN WAR GESTERN

Maria 2.0 – Der Aufstand der Frauen
in der katholischen Kirche



*Ich bin Christin. Am Tag meiner Geburt getauft
von einem Priester der römisch-katholischen Mutter
Kirche. Seit 60 Jahren lebe ich in ihrem Schoß.
Es wird eng. Unerträglich eng. Und ich begreife
langsam: Innerhalb dieser Gebärmutter ist weiteres
Wachstum nicht möglich. Der Muttermund ist
geöffnet. Der Druck steigt.*

*Starre nicht
auf das, was früher war.
Steh nicht stille
im Vergangnen.
Ich, sagt ER, mache neuen Anfang.
Es hat schon begonnen,
merkst du es nicht?*

Huub Oosterhuis
Nach Jesaja 43, 18+19¹

Kommt!

*Bauen wir aus den Altären
einen Tisch, groß wie die Welt
Und aus all dem Kreuzesholz
einen Grund zum Leben
Und all das Gold
den Narren, den Nichtsnutzen
Fließ vor Liebe über, Kirche,
um überflüssig zu werden
Nichts als Menschengesicht
von Gottes Liebe*

Lisa Kötter

Bewusst schreibe ich »Göttlich« groß aus Respekt vor dem, was wir »Göttlich« zu nennen wagen, und »Gott*«, weil diese*r unbegreiflich Nahferne nicht menschlich zu ermessen ist in Geschlecht, Größe, Zahl oder Wesenhaftigkeit.

INHALT

Vorwort	8
Prolog	11
1 / Zurück zum Ursprung	23
2 / Was ist aus der jesuanischen Bewegung geworden?	31
3 / Reif für Veränderung	39
4 / Priestertum	49
5 / Opfer bringen?	69
6 / Macht Dienst mächtig?	79
7 / Maria	91
8 / Schweigen war gestern	105
9 / Wir warten nicht länger	115
10 / Schritte zu einer gerechteren Kirche	127
11 / Der Weg in die Weite	137
Anhang	148
Vita	157
Quellen und Hinweise	158

VORWORT

Lisa Kötter spricht nicht nur mir, sondern auch vielen Tausend anderen getauften Katholikinnen aus der Seele.

Die katholische Kirche ist eine der letzten Institutionen, in der Frauen wegen ihres Geschlechts systematisch ausgeschlossen, übersehen und herabgesetzt werden.

Ich habe tiefsten Respekt vor dem Mut und dem Durchhaltevermögen, mit denen Lisa Kötter und die Initiative *Maria 2.0* diesem uralten und unbeweglichen Patriarchat begegnen. Ihre unerschütterliche Arbeit und ihre schlaun, entlarvenden Fragen können nicht mehr ignoriert werden. Diese Frauen fordern Antworten und wollen ernst genommen werden. Dabei sind sie nie destruktiv, sondern immer voller Liebe für ihre Kirche.

Die Gespräche mit Lisa Kötter haben mich oft wütend und sprachlos gemacht. Vor allem angesichts der steigenden Austrittszahlen und der sinkenden Zahl der Priesteranwärter fragt man sich, warum die katholische Kirche nicht diese Fülle an brachliegendem Potenzial in Form von gebildeten, großartigen Frauen nutzt. Wenigstens, um sich selbst zu retten.

Darum haben dieses Buch und die Initiative *Maria 2.0* die größtmögliche Aufmerksamkeit verdient. Diese Frauen sind nicht aufzuhalten, dieser beispiellose Kampf um Anerkennung und Gleichberechtigung kann nur gewonnen werden.

Wie so oft bleibt also die große Frage zurück:

Warum haben mächtige Männer so große Angst vor Frauen?

Carolin Kebekus

Es ist an der Zeit,
weiterzugehen und
die Stimme zu erheben.
Schweigen war gestern.

PROLOG

Im Januar 2019 saßen wir, etwa ein halbes Dutzend Frauen, zusammen. Wir trafen uns monatlich und lasen Abschnitt für Abschnitt das *Evangelii Gaudium*, das apostolische Schreiben von Papst Franziskus. Denn wir wollten verstehen, wie Papst Franziskus »tickt«. Um Positionen abzuwägen, zu diskutieren und selbst zu finden.

An diesem Abend haben wir nicht gelesen. Ich berichtete von einem Film, den ich gesehen hatte. *Das Schweigen der Hirten*, eine ZDF-Dokumentation über die sogenannte geografische Lösung. So wird in dem Film das weltweite Netz innerhalb der katholischen Kirche genannt, in dem klerikale Sexualstraftäter von Land zu Land, von Kontinent zu Kontinent versetzt wurden, um sie einer staatsanwaltlichen Verfolgung zu entziehen. Der Film macht deutlich, dass es nicht um Einzeltaten weniger geht, sondern um ein System der Vertuschung. Einer weltweiten Vernetzung der Täter und der Mitwisser. Ein System, das den Verbrechen sogar Vorschub leistet, weil eine Bestrafung umgangen wird. Und noch eines zeigt dieser Film: Es kann keinen

hohen Kleriker geben, der davon nichts wusste und weiß.

Fassungslosigkeit, das ist der passende Ausdruck dafür, was wir empfanden gegenüber dieser Fülle von Leid, Gewalt, Unrecht und Ungerechtigkeit, Verletzung von Würde, Zwang und Scheinheiligkeit. Und das in der Kirche, die sich die Kirche Jesu Christi nennt.

Eine große Traurigkeit brach sich Bahn, eine Traurigkeit, die uns im Geheimen schon Jahre und Jahrzehnte begleitete. Die viele von uns aber nicht nach außen dringen ließen. Denn: Es tut nicht gut, im Schmutz zu wühlen.

Aber es ist der Schmutz einer Kirche, in der wir uns engagierten, zu der wir uns immer zugehörig fühlten, seit dem Tag unserer Taufe.

Ist ein neuer Anfang, den Jesus verspricht, in und mit dieser Kirche möglich? Oder ist sie gebaut auf römischer Machtgier und Unterdrückungskultur, letztlich nicht auf einem Felsen der Liebe, sondern auf einem Felsen des Verrats?

Wie unangemessen empfanden wir das Wort »Missbrauchsskandal«, und wie hohl und empathielos klangen bischöfliche Beteuerungen der »Erschütterung«.

Nein. Erschütternd sind all die Beteuerungen der Erschütterung aus dem Mund kirchlicher Verantwortungsträger. Denn was sie in Wahrheit erschüttert, ist die nachhaltige Befleckung ihrer heiligen römischen Kirche.

Seit ich denken kann, werden Witze gerissen und unheimliche Geschichten erzählt, nicht nur unter Messdiener*innen, über Beichtstuhl-Gefummel, verklemmte klerikale Keuschheitsverhöre, getuschelte Ungeheuerlichkeiten, versetzte Kapläne. Es ist nicht glaubwürdig, dass die geweihten Herren seit Jahrzehnten nicht gewusst haben sollen, was jeder geschmacklose Witz unter Messdienerinnen und Messdienern in die Welt posaunte. Mag sein, dass das Ausmaß nicht jedem Kirchenmann bekannt war. Aber das Raunen der Ungeheuerlichkeiten wurde im Haus der Glorie immer schon lieber geflissentlich überhört und übertönt mit heiligen Worten und Orgelspiel.

In *Nachtsonne*, einem Film der Brüder Taviani von 1990, ringt ein Priester mit seiner vermeintlichen Heiligkeit. Und je mehr ihn das bedrängt, was ihm eigentlich untersagt ist, desto hochtrabender werden seine Worte. Ein Bauer bringt es auf den Punkt: »Du kannst so schön reden! Du kannst machen, dass Taubenscheiße duftet.«

Wer hat die verdrehten, zerbrochenen, geschändeten Lebensgeschichten der Betroffenen im Blick? Wer sprach und spricht über die verheerenden Ausmaße der Folgen der sexuellen Gewalt auf das Leben der Menschen, denen Gewalt angetan wurde und wird?

»Eine Katastrophe für die Kirche«, »Skandal!«, so hörte man allerorten. Nein! Die Katastrophe passiert seit Jahrzehnten, seit Jahrhunderten wahrscheinlich, und zwar den von Gewalt Betroffenen. Die Katastrophe passiert nicht der Kirche. Diese Kirche gebiert die Katastrophe!

Auch wir wussten oder ahnten doch schon immer, wie dünn die Kruste der christlichen Wohlanständigkeit war. Jede von uns kannte doch seit Jahrzehnten die üblen Messdienerwitze, jede kannte selbst oder über ein, zwei Ecken Betroffene, jede wusste um das Getuschel hinter vorgehaltener Hand.

Ja, da war auch Scham an diesem Abend im Januar. Scham, dass wir nicht längst schon aufgestanden waren, nicht längst schon unsere Nasen in Angelegenheiten gesteckt hatten, die uns sehr wohl und immer schon etwas angingen.

Plötzlich war ganz klar, dass wir uns nicht mehr einrichten können in einer Kirche, die nicht Menschen schützt und achtet, sondern nur sich selbst. Im Haus

voll Glorie stapeln sich die Leichenberge im Keller. Es wird Zeit, die Glorie sein zu lassen und bei den Menschen anzukommen. Ihr Leid ernst zu nehmen und ihre Freuden. Ihre Trauer zu verstehen und ihre Lust zu achten. Bedürfnisse zu respektieren und die Freiheit hochzuhalten.

Wir – jede*r einzelne Christ*in – haben eine Verantwortung. Wir können es nicht einfach gut haben in unseren gemütlichen Gemeinden und darüber hinwegsehen, dass so vieles zum Himmel stinkt.

Wegsehen und Schweigen sind systemerhaltend. Unsere Kinder fragen uns: Warum seid ihr noch in dieser Kirche? Was hält euch dort? Stützt ihr nicht durch euer Bleiben diese Struktur, die Böses hervorbringt?

Wir haben eine Verantwortung. Und wir sollten Antwort geben. Jede und jeder. Uns selbst, unseren Töchtern und Söhnen und Enkelkindern. Unseren Mitmenschen und Mitgeschöpfen. Unserem Bruder Jesus. Wir sollten Gott* antworten auf seine Liebe.

An diesem Abend haben wir zusammen geweint, auch gewütet und getobt.

Am Ende fassten wir den Beschluss, zu tun, was Generationen von Frauen schon lange vorschlugen: draußen zu bleiben. So entstand die Initiative *Maria 2.0*.

Wir haben uns vor die Kirchen gestellt, sind draußen geblieben. Da ist der Platz, den uns die Kirche durch ihr Handeln und ihr Versagen, aber vor allem durch ihre Ignoranz zugewiesen hat. Sie hat uns ausgeschlossen vom heiligen Spiel.

Also spielen wir draußen, mitten im heiligen Leben. Getauft, berufen, singend, segnend. Wir fragen nicht mehr um Erlaubnis und warten nicht mehr auf Beifall der »Geweihten«.

Der Zulauf zu unseren Gottesdiensten in der ersten Aktionswoche im Mai 2019 war überwältigend. In unserer Gemeinde in Münster und an vielen anderen Orten hätten sich die Priester uns gerne angeschlossen. Wir haben aber darum gebeten, dass alle Gottesdienste und Messen in den Kirchen wie gewohnt gefeiert werden – denn wir wollten niemandem seine Eucharistiefeier nehmen, der sich uns nicht anschließen wollte. Jeden Abend kamen mehr Frauen und Männer, um mit uns auf dem Kirchplatz Gottesdienst zu feiern.

Gemeinsam schmückten wir einen langen Tisch mit weißen Tüchern, Blumen und Kerzen. Ich sehe noch Marianne, eine der älteren Frauen in unserer Gemeinde, herbeieilen, in der Hand einen riesigen Strauß blühender Zweige aus dem eigenen Garten. Viele brachten körbewise Blumen und Blüten mit.

Barbara, die Älteste unter uns Initiatorinnen, segnete während des Gottesdienstes feierlich die Brote, die viele Hände zwischen die Blumen und die Kerzen auf den Tisch gelegt hatten. Dann teilten wir das Brot untereinander, jede und jeder bekam ein Stückchen. Dabei segneten wir einander und wünschten uns Frieden. Viele Frauen konnten in diesem Moment ihre Tränen nicht mehr zurückhalten. Gerade die Älteren unter uns waren gleichzeitig tief gerührt und überwältigt von dieser neuen Form der Gotteswort-Feier. Es war eine Gemeinschaft auf Augenhöhe, der niemand vorsteht. Wo niemand von oben herab, vom erhöhten Altar herunter etwas vermitteln muss oder etwas stellvertretend für andere tut. Wir standen als eine Gemeinschaft der Getauften zusammen, in der wir einander gesegnet haben.

Manche von uns dachten an die Jahrzehnte der Demütigungen, des Nicht-ernst-genommen-Werdens, der alten bedrückenden Erinnerungen. An schlüpfrige Kindheits-Beichtgeschichten, an »Mädchen-dürfen-das-nicht«-Verbote oder an den Ausschluss bei der Taufe des eigenen Kindes nach dessen Geburt (wegen »Unreinheit!«). An das Nicht-gehört- und Nicht-gesehen-Werden, das Nicht-widersprechen-Dürfen, an unglückliche Jahre in »Muss-Ehen«. Und es flossen viele Tränen der Trauer.

Aber vor allem gab es Freudentränen. Weil alle miteinander erlebten: Ich kann und darf segnen, ich darf mich mit anderen im Namen Jesu zu dessen Gedächtnis versammeln. Wir können auch ohne die Anwesenheit eines geweihten Priesters miteinander beten, singen, Brot brechen. Wir ermächtigen uns selbst. Wir heiligen unser Leben, indem wir in Seinem Namen handeln – und wir spüren: Er, Gott* selbst, ist mitten unter uns.

In dieser Zeit, rings um die erste *Maria 2.0*-Aktion, hatten wir viel Kontakt zu Journalisten. Zeitungen, Radiosender und das Fernsehen baten um Interviews und berichteten über unser Tun. Durchweg waren diese Begegnungen und Gespräche von großem Respekt geprägt. Oft erzählten uns die Medienleute, wenn das Mikrofon ausgeschaltet war, von ihren eigenen Geschichten mit Kirche, von ihrem Glauben oder Unglauben, ihrem Befremden oder ihrem Gottvertrauen. Ohnehin ist, so sagten viele Menschen verwundert, gefühlt seit Jahrzehnten nicht mehr so viel und miteinander und öffentlich über Glauben gesprochen worden wie in diesen Wochen im Mai 2019.

Auch bei unserem großen zentralen Gottesdienst auf dem Domplatz von Münster waren viele Medienvertreter anwesend. Die Stimmung war aufgewühlt,

und die Fragen, die man uns als Vorbereiterinnen stellte, zeigten, dass unser Anliegen nur bedingt verstanden wurde. Fernsehteams standen in der Mitte der Feiernden, verfolgten das Geschehen und filmten. Als wir uns gegenseitig segneten und einander Frieden wünschten, wurden auch die Reporter, die Tontechniker und Kameraleute mitbedacht, gesegnet und umarmt: »Friede sei mit dir!« Da waren ein Verwundertsein, ein Lächeln, ein Staunen. Und als wir nach dem Gottesdienst eine kleine improvisierte Pressekonferenz auf dem Platz abhielten, gab es zahlreiche freundliche, respektvolle Gespräche und Fragen. Einander Frieden zu wünschen, schafft Frieden.

Auf vielen Fotos aus dieser Zeit sieht man ein Meer aus weißen und grauen Haaren. Ja, die »Marias« der ersten Stunde waren vor allem die älteren Frauen. Die sich in den Kirchengemeinden seit Jahren und Jahrzehnten stark engagierten. Diejenigen, die immer da waren und sind, wenn es etwas zu tun gab. Sie waren einst in ihrer Jugend zum Gehorsam erzogen worden und hatten Jahrzehnte darunter gelitten. Dass sie nun mit uns aufbegehrten, hat mich deshalb nicht gewundert. Ich kenne von solchen Frauen viele Verletzungsgeschichten, die sie durch die Autorität einer Kirche erfahren haben, die Menschen das Weibliche als minderwertig

einredet. Vieles, was sie in ihrem Alltag erlebt und erlitten haben, ist einfach widerlich. Die Bewegung *Maria 2.0* hat ihnen Mut gemacht zu sagen, was ist. Und die Frauen beginnen endlich zu reden, sich einander ihre Verletzungen zu zeigen. Alle spüren: Wir sind nicht allein.

Argumentiert wurde genug – seit Jahrzehnten. Weiblich, klug und unwiderlegt.

Wir umfließen nun die steingewordenen Gewissheiten durch Tun. Wie ein Netz aus quicklebendigen Bächen und Rinnsalen vernetzen wir uns als Bewegung *Maria 2.0* mit vielen anderen Menschen. Uns verbindet eine Sehnsucht, der Traum von einer jesuanischen Kirche, die Gott* in die Welt bringt.

Mit einem offenen Brief an Papst Franziskus sind wir gestartet. 42 349-mal wurde der Brief mitunterzeichnet. Am 25. Oktober 2019 haben wir das Schreiben und den Ordner mit den Unterschriften an Erzbischof Dr. Nikola Eterović, den Apostolischen Nuntius in Berlin, übergeben. Der Mann war vermutlich erleichtert, als wir sein Büro wieder verlassen haben. Vielleicht hat er, wie auch viele seiner Kollegen, insgeheim gehofft, dass sich das Ganze bald totläuft. Aber da irrte der Erzbischof.

Wie es scheint, wird die katholische Kirche für die Menschen von heute immer irrelevanter. Nicht, weil sie weniger nach Gott* suchen oder Jesus ihnen weniger bedeutet, sondern weil sie als Christ*innen in unserer Zeit leben wollen und nicht im 19. Jahrhundert.

Es ist an der Zeit, weiterzugehen und die Stimme zu erheben. Immer mehr Frauen und auch Männer schließen sich uns an. Schweigen war gestern.

Wir nennen uns
Christinnen und Christen,
darum sollten wir
zu Beginn den Blick
auf Jesus richten.
Um zu verstehen,
wie jesuanische Kirche
sein sollte.

1 / ZURÜCK ZUM URSPRUNG

»Wo zwei oder drei in meinem Namen zusammen sind, da bin ich mitten unter ihnen« – so hat es Jesus gesagt. Sein Wort gilt. Er ist bei uns. Wir nennen uns Christinnen und Christen, darum sollten wir zu Beginn den Blick auf Jesus richten. Um zu verstehen, wie jesuanische Kirche sein sollte.

Jesus wurde in einem Stall geboren, wuchs in einfachen Verhältnissen in Nazaret auf und arbeitete als Handwerker. Er baute viele Jahre lang Häuser, Tische und Bänke und wandte sich erst dann seiner eigentlichen Bestimmung zu. Als er sich von Johannes im Jordan taufen ließ und danach begann, im Land umherzuziehen, war er Anfang bis Mitte 30. Etwa ab dem Jahr 28 unserer Zeitrechnung trat Jesus öffentlich in Galiläa und Judäa auf. Ihm folgte eine wachsende Schar von Anhängerinnen und Anhängern. Sein öffentliches Wirken währte nur etwa zwei bis drei Jahre, darin sind sich die Geschichtsforscher einig. Aber Jesus veränderte alles.

Jesus kannte die überlieferten Schriften und Regeln seiner Religion, die eine – vermeintlich Göttliche –

Ordnung manifestierten. Er hat darüber nachgedacht, alles in seinem Herzen bewegt und dabei stets mit klarem Blick das große Ganze betrachtet. Aber er hat die alten Ordnungen hinter sich gelassen. Und eines steht fest: Mit Jesus bricht eine neue Zeit an. Er steht auf und sagt: Ändert euren Sinn! Ihr alle seid Gottes geliebte Kinder! Macht das sichtbar! Hört auf, Menschen für eure Zwecke zu benutzen! Hört auf, Gott* zu benutzen! Liebt einander und macht Gottes Liebe sichtbar unter euch! Euer Daseinsgrund ist Gottes Liebe, nicht seine Kontrollsucht! Er möchte eure Freiheit! Denn er hat euch nach *seinem* Bild erschaffen. Was ihr seid und was ihr könnt, ist sein Geschenk an euch! Stellt euer Dasein und eure Talente nicht unter den Scheffel! Nutzt sie, um die Welt für alle Menschen besser zu machen. Gottes Reich kann so schon heute anbrechen. Stellt euch, stellt euer ganzes Leben auf die Füße!

Was für eine Provokation für die fest gefügten Glaubenssitten und klaren Machtgefüge seiner Zeit!

Jesus wendet sich allen Menschen zu, gerade auch denen, die am Rand stehen. Er trifft sich mit Huren und Zöllnern, mit Aussätzigen und Verstoßenen. Er ist zu Gast bei den Ehrlosen und Verfolgten und spricht sie als geliebte Geschöpfe Gottes an. Analphabeten und Schriftgelehrte, Leichtsinnige und Wohlsituierte lädt er gleichermaßen ein, mit ihm am Tisch zu sitzen.

Jesus stellt sich hinter eine »Ehebrecherin« und bewahrt sie vor der Steinigung durch die Sittenwächter. Das ist ein weiteres Beispiel dafür, dass seine Sichtweise alles bislang Gekannte auf den Kopf stellt. Jesus verurteilt die Frau nicht, sondern fordert die Umstehenden auf: »Wer von euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein.« Und keiner der Männer traut sich, zu reagieren. Denn jeder hat in seinem Leben Schuld auf sich geladen.

Jesus redet in aller Öffentlichkeit mit Frauen. Das ist unerhört!

Eine Frau, deren Namen wir – wie so oft – nicht kennen, weil die männlichen Schreiber es nicht für nötig hielten, ihn aufzuschreiben, verhilft Jesus zu einer neuen Sichtweise. Ein Meilenstein! In Matthäus 15,21–28 wird berichtet: Eine fremde Frau begehrt seine Hilfe. »Herr, hilf mir!« Doch Jesus lehnt dies zunächst ab – das kann ich nicht verstehen. Aber die Frau lässt sich nicht demütigen. Sie steht unbeirrt für ihr Anliegen ein. Und durch ihren Glauben und die Beharrlichkeit bricht etwas auf in Jesus. Er spürt: Egal, was bisher galt, Gott* ist längst viel weiter. Sein Reich umfasst alle Menschen.

Jesus lernt von dieser Frau, auf was es ankommt. Die Begegnung weitet sein Herz und seinen Verstand. Dieser hartnäckigen, namenlosen kanaänischen Frau gebührt unser Dank!

Frauen spielten zur Zeit Jesu eigentlich kaum eine Rolle in den gesellschaftlichen Debatten. Sie hatten ihre Aufgaben als Hausfrauen oder Mütter. Ansonsten waren sie nahezu rechtlos, hatten öffentlich nichts zu sagen, und man schloss sie von nahezu allen wichtigen Entscheidungen aus. Ausschließlich Männer bestimmten das gesellschaftliche Leben.

Von Anfang an gehörten Frauen zum Umfeld von Jesus. Nur von wenigen wissen wir die Namen. Ich denke an seine Mutter Maria, seine Weggefährtin Maria von Magdala, Salome und die Mutter des Jakobus, die ebenfalls Maria hieß – und außerdem an »viele andere Frauen«, wie es der Evangelist Markus lapidar zusammenfasst.

Die Jesusfreund*innen lebten von der Hand in den Mund. Viele hatten weder Haus noch Besitz. Oft waren sie zu Gast bei Gleichgesinnten. Um Jesus zu folgen, ließen viele seiner Anhänger*innen alles zurück: Elternhaus, Besitz, jede Sicherheit.

Bei Jesus haben Frauen eine Stimme. Er begegnet ihnen stets auf Augenhöhe, hört auf ihren Rat, achtet ihre Würde. Er agiert geschwisterlich.

Sogar die Schreiber der Evangelien, allesamt geprägt vom Patriarchat, kamen nicht umhin, über diesen

außergewöhnlichen Umgang Jesu mit den Frauen zu berichten. Auch wenn sie in den meisten Fällen namenlos blieben oder nur am Rande der biblischen Erzählungen erwähnt werden.

Mit seinem Verhalten war Jesus in den Augen vieler gefährlich, weil er die machterhaltenden Strukturen seiner Zeit infrage stellte. Jesu Botschaft ist fundamental anders als die gängigen Verhaltensmuster: Sie fußt auf Liebe und Vertrauen statt auf Angst und Machterhalt. Aber mit Liebe und Vertrauen kann man Menschen nicht kontrollieren. Und wo Kontrollverlust droht, werden die Mächtigen schnell unsicher und aggressiv. Kein Wunder, dass die Mächtigen Jesus am Ende hinrichten ließen.

Und wieder waren es die Frauen, die Jesus beistanden. Sie harrten unterm Kreuz aus, bis er starb, während seine Jünger sich längst ängstlich davongemacht hatten. Die Evangelisten kommen nicht umhin zu erzählen, wer den Sieg des Lebens verkündete: die Frauen um Maria Magdala, die sich am Ostermorgen zum Grab aufmachten, während die Männer niedergeschlagen in ihren Verstecken ausharrten.

Die Rolle der Frauen in der Urkirche

In der Urkirche prägten Frauen an entscheidenden Stellen das Leben vieler Gemeinschaften, was sogar Paulus selbstverständlich fand. So schreibt er im Brief an die Galater (3,28): »Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht männlich und weiblich; denn ihr alle seid einer in Christus Jesus.«

Paulus wohnte, wenn er in Philippi war, bei einer Frau – Lydia, einer Purpurhändlerin, die offensichtlich mit ihrem Geld die Gemeinde aufrechterhielt und ihr Haus zur Verfügung stellte. Aus Korinth stammte Cloe, eine Frau, von der Paulus über die Zustände in der dortigen Gemeinde erfuhr. Und Phoebe von Kenchräa, einem Ort nahe Korinth, wurde als »Vorsteherin und Diakonos« bezeichnet. Sie galt als Weggefährtin von Paulus und überbrachte der christlichen Gemeinde in Rom dessen Briefe. Auch Phoebe gehörte zum großen Kreis derer, die mit Paulus an der Verbreitung der jesuanischen Botschaft arbeiteten. Paulus nannte sie »Schwester«, ein Zeichen besonderer Wertschätzung.

Aquila und Priska waren ein Paar – hoch angesehen bei Paulus – und leiteten *zusammen* eine Gemeinde. Und es sind Andronikus und Junia zu nennen, von denen Paulus sagt, dass sie »mit mir zusammen im Gefängnis waren ... sie sind angesehene Apostel, die sich schon vor mir zu Christus bekannt haben«.

Auch die frühen Kirchenväter sprachen von Junia mit Hochachtung. Johannes Chrysostomos (344 bis 407 nach Christus) schrieb über sie: »Ein Apostel zu sein, ist etwas Großes. Aber berühmt unter den Aposteln – bedenke, welch großes Lob das ist. Wie groß muss die Weisheit dieser Frau gewesen sein, dass sie für den Titel Apostel würdig befunden wurde.«

Die bedeutsame Rolle der Frauen in den frühen jesuanischen Gemeinden war mehr als ungewöhnlich. Denn eine derartige Begegnung von Männern und Frauen auf Augenhöhe hatte es zuvor noch nie gegeben.

Die Kraft der Liebe
und der Gleichheit
war anziehend
für die Menschen
und mächtiger
als alle Gewalt.

2 / WAS IST AUS DER JESUANISCHEN BEWEGUNG GEWORDEN?

In diesem Buch geht es um eine Bewegung, die eine solche Augenhöhe, die gleichen Rechte und die gleiche Würde für Frauen und Männer einfordert. Wir sind überzeugt, dass Jesus niemals vorhatte, eine auf männliche Vorherrschaft und Macht, auf römisch-monarchische Strukturen gegründete Bewegung zu initiieren. Es ging ihm nie um Strukturen, sondern immer um Beziehungen. Und seine Botschaft der Liebe war und ist das Band unserer Beziehung zu Gott*. Das ist sein Geschenk!

Jesus fordert uns zum Teilen auf, zum Teil-werden. Seinem Weg zu folgen, auf der Suche nach Frieden und Gerechtigkeit, darum geht es.

So wie es Jesus ihnen an jenem Abend in Jerusalem kurz vor seinem Tod aufgetragen hatte, teilten die Jesusfreund*innen miteinander und mit den Menschen aus den neu entstehenden Gemeinden Brot und Wein. Sie trafen sich in privaten Räumen und oft im Verborgenen, feierten Gottesdienst, brachen und teilten ihr Brot zum Gedächtnis und als Zeichen, dass alle Teil eines großen Ganzen waren. Verbunden durch Jesus

und seinen Auftrag. Die ersten Christ*innen haben versucht, die Liebe zu leben, die sie selbst bei Jesus erfahren haben. Deshalb haben sie ihren Besitz untereinander und mit Bedürftigen geteilt.

Die neue Bewegung war den Mächtigen ein Dorn im Auge und wurde verfolgt – aber sie wuchs. Denn die Kraft der Liebe und der Gleichheit war anziehend für die Menschen und mächtiger als alle Gewalt.

Das, was wir heute als römisch-katholische Kirche kennen, hat mit diesen frühen Gemeinschaften von Christ*innen, die Jesus nachfolgten, kaum noch etwas zu tun. Die katholische Kirche wird von einem eigenen Staat in Rom regiert, und die geweihte Männermacht wird in alle Welt hierarchisch exakt herunterdekliniert. Die Kirche ist unermesslich reich, hat eines der besten diplomatischen Heere der Welt und großen politischen Einfluss. Frauen haben in dieser Kirche nichts oder nur sehr wenig zu sagen. Und jeglicher Versuch, dem Unsinn der Ungleichbehandlung mit Verstand oder Logik beizukommen, wurde nach meinem Empfinden bislang im Keim erstickt.

An der Basis hat der christliche Glaube oft noch Strahlkraft. Aber dort, wo die Kirche als mächtige, reiche, von geweihten Männern geführte Organisation auf-

tritt, wird das Zarte, Liebevollle, Fürsorgliche des Glaubens schnell verdeckt von Machtgehebe und Selbstbeweihräucherung. Ich denke an Auftritte von Klerikern, die allein schon durch Habitus und Kleidung signalisieren, dass es nicht um Nähe zu Gläubigen geht.

Wie kam es dazu, dass sich die katholische Kirche zu dem entwickelt hat, was sie heute ist: eine weltweite Organisation, die die Hälfte ihrer Mitglieder qua Geschlecht von allen wichtigen Ämtern und Entscheidungen ausschließt?

Die frühe jesuanische Bewegung ist in einer von Männern seit Jahrtausenden beherrschten und gestalteten Welt groß geworden. Dann wurde sie im Römischen Reich zur Staatsreligion. Rasch wurde das Christentum im Laufe der Jahrhunderte vom Verfolgten zum Verfolger. Schon vorher hatten sich innerhalb der Gemeinden Hierarchien herausgebildet, natürlich ganz zeitgemäß mit Männern an der Spitze. Aber als der römische Kaiser Theodosius I. im Jahr 380 nach Christus entschied, das Christentum als Staatsreligion zu etablieren, formierte sich diese für die damalige Gesellschaft selbstverständliche Männermacht noch einmal neu. Ab sofort war klar, dass Frauen keine entscheidende Rolle mehr spielen sollten. Sie wurden von allen kirchlichen Leitungsämtern ausgeschlossen.

Macht verleitet die Menschen dazu, alles zu tun, um den erlangten Status zu erhalten.

Die nun römische Kirche diente – einmal mit Macht ausgestattet – in erster Linie dem Machterhalt. Sie vermischte gesellschaftliche Regeln, kirchliche und weltliche Machtansprüche. Die ursprüngliche Botschaft des Christentums wurde auf diese Weise bis zur Unkenntlichkeit mit pompösen Riten und Besitztümern überlagert.

Staatsreligion zu sein, bedeutete Macht. Römische Gewänder. Opferkult. Priester sein! Weg vom gemeinsamen Dankes-Mahl am gemeinsamen Tisch, mitten hinein in die bis dahin leere – dem Göttlichen Geheimnis vorbehaltene – Apsis. Mitten in diesem Heiligtum, allein am Altar, steht der römische Priester im Staatsornat. Zeichen der Göttlichen Macht und Stellvertretung.

Ab dieser Zeit wurden die Versammlungen und Gottesdienste der Christenheit streng reglementiert und unter männliche Kontrolle gebracht. Die römische, streng hierarchisch-monarchische Struktur wurde und wird bis heute herunterdekliniert vom Papsttum bis zum Diakon (einem Weiheamt, dessen Inhaber taufen, predigen und beerdigen darf und natürlich ein Mann sein muss). Seitdem gibt es auch das Angewiesensein aller Gläubigen auf die Anwesenheit eines geweihten

Priestermannes, ohne den sie dem Auftrag Jesu, zu seinem Gedächtnis ein gemeinsames Mahl zu feiern, angeblich nicht nachkommen können.

Jesus wollte die Gemeinschaft der Menschen. Nun gab es wieder die Unterscheidung in Männer und Frauen, Herren und Sklaven, Macht und Ohnmacht, oben und unten, Gewinner und Verlierer. Und es herrschten Befehl und Gehorsam, Macht statt Teilhabe. Das Liebesgebot, das im Christentum eigentlich über allem steht, das Eintreten für gleiche Rechte und gleiche Würde, so wie es Jesus vorgelebt hatte, ging verloren. Und die Augenhöhe, die Jesus lebte und lehrte, verdunstete in römischer Pracht und dem Machtgehabe eitler Männer. So entfernte sich die Kirche mehr und mehr von ihren Wurzeln.

Herrschaftsstrukturen innerhalb der Kirche verfestigten sich im Mittelalter. Und trotz vieler Frauen, die in dieser Zeit versuchten, die Kirche auf einen jesuanischen Weg zurückzuführen – ich denke an Hildegard von Bingen, Klara von Assisi und viele andere –, waren es die Männer, die herrschten. Das Ergebnis ist bekannt: Machtgekungel mit den Kaisern, Kreuzzüge, Ketzerverfolgungen und Kriege im »Namen Jesu«.